

Frick, Karina

*Published in:*  
Germanistik in der Schweiz

*DOI:*  
[10.24894/1664-2457.00021](https://doi.org/10.24894/1664-2457.00021)

*Publication date:*  
2022

*Document Version*  
Verlags-PDF (auch: Version of Record)

[Link to publication](#)

*Citation for pulished version (APA):*  
Frick, K. (2022). Kübra Gümüay: Sprache und Sein, Berlin 2018. *Germanistik in der Schweiz*.  
<https://doi.org/10.24894/1664-2457.00021>

### **General rights**

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the author(s) and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with their rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private use only.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain.
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

### **Take down policy**

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove it and investigate your claim.

## Rezensionen

*Kübra Gümüşay: Sprache und Sein*, Berlin 2018.

Mit einem gewichtigen Titel wagt sich die Hamburger Journalistin Kübra Gümüşay in *Sprache und Sein* an gewichtige Themen heran. Es ist vor allem ein identitätspolitisch-aktivistisches Buch, das Gümüşay schreibt, ein leidenschaftliches, engagiertes und hochaktuelles Plädoyer für Menschlichkeit und das Recht auf Komplexität. Es ist allerdings eher am Rande auch tatsächlich ein Buch über Sprache, wie es der Titel so prominent ankündigt. Das liegt nicht nur am Umstand, dass der thematische Schwerpunkt mehrheitlich ein anderer ist und emotionale Anekdoten häufig die sachliche Argumentation überlagern, sondern vor allem auch daran, dass die Autorin mit einem sehr unscharfen, an keiner Stelle explizierten Sprachbegriff operiert. Das dürfte zwar ihrerseits durchaus so intendiert sein, ist aber aus linguistischer Perspektive – und aus einer solchen wird das Buch hier rezensiert – unbefriedigend und der Argumentation mangels angemessenen Instrumentariums insgesamt wenig zuträglich. Ich komme im Laufe der Besprechung genauer darauf zurück und beginne stattdessen am Anfang des Buches: Im ersten Kapitel mit der wiederum sehr gewichtigen Überschrift «Die Macht der Sprache» fragt die Autorin zunächst nach dem Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung und illustriert dieses anhand von Begriffen, «für die es im Deutschen keine exakte Übersetzung gibt» (Gümüşay 2018, 11): Das Türkische *yakamoz* beispielsweise, das die Reflexion des Mondes auf Wasser beschreibt oder das japanische *komorebi*, mit dem durch Blätter schimmerndes Sonnenlicht bezeichnet wird. Ausgehend von der schwierigen Übersetzbarkeit solcher Einzelbegriffe und der daraus abgeleiteten, aus verschiedenen Gründen zweifelhaften Folgerung, dass «manche Gefühle nur in bestimmten Sprachen [leben]» (13), bringt die Autorin schliesslich das linguistische Relativitätsprinzip als Erkenntnis ins Spiel, die «nicht mehr strittig» (ebd.) sei. Ungeachtet dessen, dass das unzutreffend ist – und im Übrigen gerade in dem von der Autorin als Quelle angegebenen sprachwissenschaftlichen Aufsatz kritisch diskutiert wird –, legt die Autorin damit die zentrale Argumentationsgrundlage für ihr Buch.<sup>1</sup> Dass dabei die Sprache, die «unsere Wahrnehmung der Welt beeinflusst» (ebd.) gemäss der Autorin «nicht nur Worte» (ebd.) umfasse, ist nicht nur aus linguistischer Sicht eine Unterspezifikation. Später schreibt die Autorin zwar «Sprache in all ihren Facetten» (22) würde Lexikon, Wortarten und Zeitformen umfassen; auch das ist aber immer noch sehr unpräzise, v. a. im Hinblick auf das Verhältnis zum *Sein*. Insofern bleibt im Grunde genommen offen, was genau Gümüşay untersuchen will, wenn sie gegen Ende dieses ersten Kapitels fordert: «Wir müssen uns mit der Architektur der Sprache beschäftigen, die unsere Realität erfassen soll. Damit wir aussprechen können, was ist. Damit wir sein können, wer wir sind. Damit wir sehen können, wer die jeweils anderen sind» (21). Abgesehen davon, dass unklar ist, auf welche sprachliche(n) Ebene(n) sich ihre Vorstellung von der «Architektur der Sprache» bezieht, ist das ein sehr ambitioniertes Unterfangen, dem sich die (Sprach-)Wissenschaft seit Jahrhunderten widmet und dem kaum auf 180 Seiten gerecht zu werden ist. Diese Forderung an ein unspezifisches «wir» (siehe dazu auch weiter unten) steht schliesslich auch im Wider-

---

1 Im Grunde legt ihre Argumentation an vielen Stellen nahe, dass sie sogar von einem deterministischen Verhältnis ausgeht (siehe z. B. Seite 22: «Sprache [...] ist für Menschen wie Wasser für Fische. Der Stoff unseres Denkens und Lebens, der uns formt und prägt, ohne dass wir uns seiner in Gänze bewusst wären»); auch diese Haltung wird allerdings weder thematisiert noch problematisiert.

spruch zu den vorangehenden Seiten, in denen sie mit Bezug auf geschlechtergerechte Sprache<sup>2</sup> über die «Unzulänglichkeit von Sprache» (18) und deren Grenzen schreibt. Wie kann jemand in einer unzulänglichen Sprache denn überhaupt aussprechen «was ist»? Gümüşay versucht, diesen Widerspruch selbst aufzulösen, indem sie einräumt: «Sprache ist genauso reich und arm, begrenzt und weit, offen und vorurteilsbeladen wie die Menschen, die sie nutzen» (24). Wozu brauchen wir dann aber wiederum die Beschäftigung mit der wie auch immer gearteten Architektur der Sprache, wenn am Ende die Verantwortung doch bei den Sprecher:innen liegt? Dieses erste Kapitel, das mit den durchaus reizvollen Beispielen für unübersetzbare Einzelwörter beginnt, lässt mich somit etwas ratlos zurück sowohl im Hinblick auf die Frage danach, was Sprache aus Sicht der Autorin ausmacht (die Sprecher:innen? die Architektur? Beides – oder ganz andere Faktoren?) als auch in Bezug auf das zur Disposition gestellte Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung. Diese Ratlosigkeit vermögen indes auch die folgenden Kapitel nicht aufzulösen, sie ist vielmehr symptomatisch für das Buch und insofern möglicherweise sogar intendiert – ist das primäre Ziel doch ein aktivistisch motivierter Appell gegen (sprachliche) Diskriminierung und nicht eine tatsächlich (sprach-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *Sprache und Sein*.

Das wird in den folgenden Ausführungen noch deutlicher, wenn beispielsweise das Interesse an der Architektur der Sprache im Kapitel «Die Agenda der Rechten» einem Interesse an der intransparenten «digitale[n] Architektur» (118) des Internets als einem chaotischen Ort der dauerhaften Öffentlichkeit weicht, der als Echoraum der Skandalisierung und Radikalisierung «die hässlichen Seiten unserer Gesellschaft» (ebd.) sichtbar mache und eine Hauptursache für die Polarisierung bestimmter Themen sei. Der Gefahr der damit einhergehenden «polarisierte[n] Diskurskultur» (119 f.) seien wir uns zu wenig bewusst und stünden ihr «ohnmächtig und ratlos» (120) gegenüber. Davon abgesehen, dass damit zahlreichen, auch linguistisch inspirierten Initiativen gegen Hatespeech im Netz ihre Existenz und Wirksamkeit abgesprochen wird, erweist sich die Argumentation hier insgesamt als zu einseitig und mutet stellenweise gar kulturpessimistisch-technologiefeindlich an. Zudem zeigt sich hierin erneut die Ungenauigkeit der Modellierung von *Sprache und Sein*: Mit dem Internet wird eine kommunikativ relevante Komponente ins Spiel gebracht – der Übermittlungskanal, der für Kommunikation prägend ist und der seinerseits durch Kommunikation geprägt wird – die aber in ihrer Bedeutung für die Kommunikation überhaupt nicht eingeordnet wird.

Während also Gümüşay sich in ihrem Buch wieder und wieder gegen Pauschalisierungen wehrt und sich für mehr Komplexität ausspricht, greift sie selbst öfter auf erstere zurück, während es ihrer Argumentation mitunter an zweiterem mangelt. Das mag mit der populärwissenschaftlichen Ausrichtung des Textes erklärbar sein, ebnet aber nichtsdestotrotz Widersprüchen und Ungenauigkeiten den Weg. Eine diese Ungenauigkeiten zeigt sich beispielsweise auch darin, dass die Autorin im letzten Kapitel *Sprache* mehrheitlich mit *Sprechen* (im Sinne einer verbalen Tätigkeit) gleichsetzt. Unter dem Titel «Frei

---

2 Interessant ist in dem Zusammenhang auch Gümüşays Verweis auf das Türkische als Sprache ohne grammatisches Geschlecht. Zwar räumt sie in einer Fussnote selbst ein, dass es deswegen in der Türkei nicht weniger Sexismus und sexistische Gewalt gebe (im Gegenteil: die Türkei weist eine der höchsten Femizidraten weltweit auf) und dass Sprache entsprechend «nur ein Faktor» (193) sein könne; damit untergräbt sie aber gleichsam ihre eigene Argumentationsgrundlage, den von ihr angenommenen existentiellen (und mitunter deterministischen, siehe Fussnote 1) Zusammenhang von *Sprache und Sein*.

sprechen» beschreibt Gümüşay unter anderem, wie die Entdeckung der «Macht des Sprechens» (154) sie befreit hat: «Und das war sie, die neue Sprache, von der ich seit Jahren träumte. Das Sprechen mit Menschen, die mich nicht dazu drängten, mich verständlich zu machen [...]. Das Sprechen mit Menschen, denen ich keine Zugehörigkeit beweisen muss.» (158). Die Sprache, die die Autorin für sich wiederfindet, ist also vor allem eine verbale.

Abschliessend ist noch ein Blick auf die sprachlichen Mittel zu werfen, die Gümüşay selbst für das Gelingen ihres aktivistischen Appells (siehe oben) einsetzt: Da ist zunächst das oben bereits angedeutete, unbestimmte «wir», das sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Wer aber ist in diesem «wir» enthalten und was ist dessen Funktion? In vielen Fällen ist es bewusst unscharf gehalten, ein inkludierendes «wir», das ein möglichst breites Identifikationsangebot macht und damit im Grunde die im Buch erhobenen Forderungen auf sprachlicher Ebene selbst performativ umzusetzen versucht; in anderen Fällen aber weist das «wir» klare Grenzen auf, es bezieht sich z. B. auf Musliminnen, auf aktivistisch gestimmte Leser:innen, auf alle Nicht-Rechten oder «wir Anderen» (164) im Vergleich zu den Deutschsprachigen bzw. zur «Dominanzgesellschaft» (ebd.) – ein «wir», das marginalisiert ist (bzw.: wird) und dessen Kunst deshalb gemäss Gümüşay mehr «Dringlichkeit» (165) und, daraus resultierend, mehr Daseinsberechtigung hat. In diesen Fällen reproduziert die Verwendung des «wir» im Grunde genommen die Kategorien, die Gümüşay an anderer Stelle so deutlich anklagt (siehe insbesondere das Kapitel «Der Absolutheitsglaube», 133 – 146).<sup>3</sup>

Hinsichtlich der von der Autorin verwendeten sprachlichen Mitteln lohnt sich auch ein Blick auf die Metaphern. So beschreibt sie beispielsweise im zweiten Kapitel, dass sich «Zwischen den Sprachen» (so die Kapitelüberschrift) Mauern befinden, denen entlang, über die hinweg «und manchmal mitten durch sie hindurch» (34) Mehrsprachige sich bewegten. Die Mauermetapher gerät in mehrerlei Hinsicht etwas schief, ist aber vor allem nicht so recht mit dem in Einklang zu bringen, was die Autorin im ersten Kapitel über die Möglichkeit schreibt, mit anderen Sprachen «den Blick auf die Grenzen der eigenen Sprache öffnen» (18) zu können. Darüber hinaus ist insbesondere die argumentativ zentrale Metapher vom «Museum der Sprache», in dem sich die *Benannten* und die *Unbenannten* aufhalten, aus einer linguistischen Perspektive unpassend:

Lassen Sie uns Sprache als einen Ort denken. Als ein ungeheuer großes Museum, in dem uns die Welt da draussen erklärt wird. [...] Es gibt zwei Kategorien von Menschen in diesem Museum: die *Benannten* und die *Unbenannten*. Die *Unbenannten* sind Menschen, deren Existenz nicht hinterfragt wird. Sie sind der Standard. Die Norm. Der Maßstab. (53)

Die *Benannten* sind der Autorin zufolge demgegenüber Menschen, die von diesem Massstab abweichen und deshalb eine Kollektivbezeichnung erhalten, dadurch entindividualisiert und entmenschlicht werden. Davon abgesehen, dass Kollektivbezeichnungen durchaus auch für die von der Autorin so benannten *Unbenannten* eingesetzt werden, je nachdem welcher Aspekt von Identität relevant gesetzt wird (z. B. soziale Schicht), ist auch hier Sprache vorwiegend mit Sprechen gleichgesetzt und der Fokus insofern noch verschärft, als es vorwiegend um adressierendes Sprechen bzw. um Adressierungs-

<sup>3</sup> Dass das Sichtbarmachen solcher Kategorien aus aktivistischer Perspektive relevant und sinnvoll ist, ändert aus linguistischer Sicht nichts an dieser Feststellung.

strategien geht. Vor allem aber kann Sprache kein Museum sein; nicht nur aufgrund dessen, was die Autorin selbst im Zuge der Forderung nach einer gerechteren Sprache schreibt («dass Sprache sich wandeln darf, um sich an Menschenrechten, Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit zu orientieren», 126), sondern auch deshalb, weil Sprache höchst dynamisch und wandelbar ist und nicht etwas, das wie ein Kunstwerk betrachtet werden kann – vielmehr wird Sprache (und das schreibt die Autorin ja auch selbst) von Sprecherinnen und Sprechern zu jeden Zeitpunkt mitgeformt und mitkonstituiert und damit letzten Endes überhaupt erst zu dem gemacht wird, was sie ist.

Ein letztes, von der Autorin eingesetztes sprachliches Mittel soll noch Erwähnung finden: Der eigentliche Text wird immer wieder von kursiv (und mitunter etwas willkürlich) gesetzten Zitaten von politisch, wissenschaftlich oder künstlerisch prägenden Persönlichkeiten durchbrochen, die nicht nur die im Text vertretenen Positionen unterstreichen, sondern die gleichsam einer sprachlichen Ästhetik Ausdruck geben und damit zumindest auch den poetischen Anspruch der Autorin illustrieren sollen. Auch darin manifestiert sich letztlich ein Akt der Performativität, eine Inszenierung der an mehreren Stellen zum Ausdruck gebrachten sprachlichen Sensibilität der Autorin – und letzten Endes auch das von ihr selbst zugesprochene Recht auf Kunst, weil es sich fraglos um ein dringliches Anliegen handelt, das Gümüşay ihren Leser:innen gleichsam so eindringlich vorträgt.

Dass dem so ist, soll hier keinesfalls in Abrede gestellt werden: Es ist sicherlich ein ebenso hochaktuelles wie relevantes Buch, das Gümüşay schreibt, aus der Perspektive einer Person, die häufig sprachliche Gewalt erlebt hat und andere dafür – für die «Macht der Sprache» – sensibilisieren möchte. Dass das Buch sich auf verschiedenen Bestsellerlisten befand, zeigt, dass ein Bedürfnis nach «gerechter Sprache» (126), nach Strategien für einen sprachbewussten und -sensiblen Umgang mit Mitmenschen und damit auch nach einem positiven Einsatz dieser sprachlichen Macht vorhanden ist (ob das Buch allerdings die Kreise zu erreichen vermag, die eine solche Sensibilisierung am nötigsten hätten, und ob Gümüşay Lösungsvorschlag, «sie mit den Folgen ihrer Worte [zu] konfrontieren» (131) fruchtbar ist, darf bezweifelt werden). Schade ist aber zweifellos, dass nur am Rande an aktuelle linguistische Debatten zu diesen Themen (bspw. auch zu Hass im Netz) angeknüpft und vorhandene Expertisen und Synergien kaum genutzt werden. Der durch den Titel erwartbar gemachte Fokus auf Sprache jedenfalls hätte dadurch sicherlich geschärft werden und der selbstgestellte Anspruch, die «Architektur der Sprache» zu erfassen, besser gelingen können.

*Karina Frick (Lausanne/Zürich)*

**Emanuel Ruoss, Juliane Schröter: Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute**, Basel 2020.

Mit *Schweizerdeutsch – Sprache und Identität von 1800 bis heute* legen Juliane Schröter und Emanuel Ruoss eine kulturlinguistisch orientierte diachrone Studie zu den «Debatten um die schweizerdeutschen Mundarten und die darin geäußerten Haltungen» (Ruoss/Schröter 2020, 7) vor. Dabei zeichnen sie nicht nur für die Herausgabe verantwortlich, sondern fungieren auch als Ko-Autoren, gemeinsam mit Walter Haas, Helen Christen und Raphael Berthele. Ziel des Werkes ist es, eine «Sprachbewusstseinsgeschichte» (8) vorzulegen, das heisst aufzuzeigen, wie sich die Einstellung zu Dialekten und Hochdeutsch sowie der Verwendung der beiden Varietäten in unterschiedlichen Lebensbereichen im Raum der heutigen Deutschschweiz im Laufe der Zeit gewandelt haben.

Damit wird eine Forschungslücke angegangen, denn eine Deutschschweizer Sprachbewusstseinsgeschichte über diesen Längsschnitt stellt ein Novum dar. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Bedeutung des Themas haben sich die Herausgeber dazu entschlossen, ihr Werk nicht nur für ein Fachpublikum zu verfassen, sondern ein allgemein verständliches Sachbuch «auf dem aktuellen Stand der linguistischen Forschung» (9) zu schreiben.

Das broschierte Buch umfasst 246 Seiten und gliedert sich in eine Einführung, gefolgt von sechs chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln, die sich mit der Einstellung zu Dialekt und Hochdeutsch im jeweiligen Zeitraum befassen. Das erste Kapitel fasst die Zeit vor 1800 zusammen; den vier Jahrhunderthälften zwischen 1800 und 2000 ist in der Folge jeweils ein Kapitel gewidmet (zwei bis fünf), währenddessen das kurze sechste Kapitel sich den jüngsten Entwicklungen annimmt. Am Ende jedes Kapitels werden Quellen und verwendete Literatur bibliographiert. Von direkt im Text stehenden Literaturverweisen hat man abgesehen und diese in Endnoten ausgelagert. Die Kapitel sind so konzipiert, dass sie auch einzeln gelesen werden können, jedes beginnt mit einer Darstellung der Ausgangslage für die besprochene Zeit und endet mit einer kurzen Rekapitulation der wichtigsten Punkte. Am Ende des Buches findet sich eine weiterführende Auswahlbibliographie mit sprachwissenschaftlichem Schwerpunkt sowie ein Abbildungsverzeichnis.

Die Einführung, verfasst von Juliane Schröter und Emanuel Ruoss, erörtert den Untersuchungsgegenstand. Es wird aufgezeigt, dass in den heutigen Einstellungen gegenüber Dialekt und Hochdeutsch auch Argumente aus historischen Debatten fortwirken. Die Herausgeberin und der Herausgeber stellen in knapper Form die mit einer historischen Sprachbewusstseinsgeschichte einhergehenden methodischen Probleme dar: sie beschreiten einen «diskursiven Weg» (9), d. h. sie unternehmen eine Rekonstruktion der zu einer bestimmten Zeit vorherrschenden Einstellungen und Bewertungen in Bezug auf Varietäten(-Gebrauch) mittels Analysen von Quellen unterschiedlichster Provenienz (wissenschaftliche Werke, Vorträge, Artikel aus der zeitgenössischen Presse, Ratgeberwerke, Online-Kommentare, etc.). Dies wird gerade für vergangene Zeiten aufgrund der Quellenlage auch kritisch reflektiert, sind doch, je weiter man zurückgeht, beinahe ausschliesslich die Werthaltungen kleiner elitärer Kreise direkt greifbar und diejenigen anderer sozialer Schichten nicht; eine Problematik, auf die im Buch immer wieder eingegangen wird. Das Werk leistet Pionierarbeit, indem sehr viele Quellen zum ersten Mal überhaupt erschlossen, bzw. auf die Perspektive einer Sprachbewusstseinsgeschichtsschreibung hin analysiert werden. Der Entscheid, auf die Zeit ab 1800 bis heute zu fokussieren, wird damit begründet, dass sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine überregionale Schriftsprache entwickelt hat, deren Verwendung – im Unterschied zur Situation in anderen deutschsprachigen Gebieten – aber auf das Medium der Schrift beschränkt bleibt. Damit einhergehend bildet sich allmählich ein Bewusstsein für die spezielle sprachliche Situation einer «funktionale[n] Zweisprachigkeit» (10) heraus.

Im ersten Kapitel resümiert Walter Haas konzise das Deutschschweizer Sprachbewusstsein in der Zeit vor 1800. Gleichsam als Startpunkt des Auseinanderdriftens mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs hierzulande kann eine 1527 erschienene Bibel genannt werden, die neuhochdeutsche Diphthonge aufweist; ein Merkmal, das die Deutschschweizer Mundarten nicht kannten (und in der Folge auch nicht ausbilden sollten). Die Annahme eines Bewusstseins darum, dass sich auch gesprochene und geschriebene Sprache unterscheiden, lässt sich ab Beginn des 17. Jahrhunderts erhärten: In zeitgenössischen Theaterstücken werden die Unterschiede zwischen Schriftsprache und